

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 24 (1930)
Heft: 7-8

Artikel: Weltliches Christentum : Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit (Matth. 6, 33)
Autor: Tschärner, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weltliches Christentum.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Matth. 6, 33.

I.

Lesen wir doch einmal die Bibel nicht als die bekannten Frommen, die wir nun einmal sind! Lesen wir sie lieber als Leute dieser Welt, als Laien, als Menschen schlechthin! Vergessen wir für einige Augenblicke die uns so liebgewordene Tatsache, daß wir Christen sind. Wagen wir doch für einige Zeit unser persönliches Christentum zu vergessen, jenes innige Christentum, das uns so gerne einstimmen läßt in das Kirchenlied: „Wenn ich *ihn* nur habe, ...“ Dann nehmen wir das Neue Testament zur Hand und lesen darin mit rein menschlichem Interesse die Lebensgeschichte Jesu, wie sie in den Evangelien beschrieben ist. An unsere eigene Person mit ihrer kultivierten Frömmigkeit dürfen wir aber, wie gesagt, bei dieser Lektüre nicht denken.

Was macht uns in diesem Falle das Wirken unseres Heilandes für einen Eindruck, wenn wir es mit dieser frischen Unvoreingenommenheit betrachten? Ich glaube, wir erleben zunächst einige Ueberraschungen. Dieses Christentum, das uns aus den Evangelien entgegentritt, ist nicht wie unser landläufiges Christentum. Nein, es ist anderer Art. Unsere bisherige Vorstellung vom sanften, kindersegnenden Heiland gerät schon in der ersten Hälfte des Matthäusevangeliums ein wenig ins Wanken. Denn wir treffen da einen angreifenden Heiland an, der scharfe Worte gebraucht und selbst vor dem Frieden in der Familie keine allzu große Ehrfurcht hat. Seine Angriffe wenden sich bezeichnenderweise auch gegen die Frommen seiner Zeit, gegen jene Frommen, die ihrerseits ihm sein allzu weltliches Benehmen zum Vorwurfe machten.

Ganz erstaunlich wird aber der Gegensatz zwischen Christus und Gegenwarts-Christentum erst, wenn wir die Haltung Jesu zu Krankheit und Tod vergleichend betrachten. Uns Gegenwarts-Christen erscheint die Krankheit vielfach gar nicht als ein Uebel schlechthin, sondern im geistigen Sinne geradezu als eine höhere Wohltat, als eine Prüfung und Läuterung, die Gott uns schickt. Diejenigen, die Gott besonders liebt, sucht er mit Schmerzen heim, um den Grad ihrer Frömmigkeit zu prüfen, oder auch um ihre Kraft zu stärken. Und der Tod ist uns vollends eine Erlösung, ein Hinübergleiten vom irdischen Jammertal in die ewige Seligkeit des Jenseits, wo Tugend und Frömmigkeit ihren wohlverdienten Lohn erhalten. — Jesus aber hat hier eine völlig andere Einstellung. Für ihn sind Krankheit und Tod nur böse Folgeerscheinungen eines allgemeinen Abfalles der ganzen Menschheit von Gott. Wenn er darum Kranke antrifft, be-

läßt er sie nicht lange mit billigen Belehrungen über den Wert des Leidens und darüber, daß der Himmel ja unsere wahre Heimat sei. Nein, er macht diese Kranken einfach wieder gesund, damit die verdorbene Schöpfung Gottes in diesem kleinen Punkte wenigstens in ihrer Vollkommenheit wieder hergestellt sei. Wir Gegenwartsmenschen freilich können keine Kranken gesund machen. Aber wir sollten aus unserer offensichtlichen Armut und Not trotzdem keine Tugenden machen.

Wir sehen: Jesus hatte ganz andere Probleme und Gesichtspunkte als wir. Und vor allem war er viel sachlicher. Wir aber sind subjektiv und fast immer auf unsere eigene Seligkeit erpicht. Oh, wir haben keine große Sache mehr! Wir sind subjektiv bis auf die Knochen und singen in unserm selbstfüchtigen Christentum, der Wirklichkeit entrückt: „Wenn ich ihn nur habe, laß ich alles gern, ... lasse still die Andern breite, lichte, volle Straßen wandern. Wenn ich ihn nur habe, laß ich gern die Welt.“

Aus der weltlichen Geschichte der Menschheit wissen wir zwar, daß es mit diesem frommen Egoismus, welchem die übrige Welt schnuppe ist, nicht getan ist. Alle wahren Helden sind bekanntlich nur darum zu Helden geworden, weil sie ihre eigene wertvolle Persönlichkeit für einige Zeit im Helfenseifer für Andere vergessen konnten. Sie wagten es, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um das Leben ihrer Mitmenschen zu retten. Sollte nun wirklich auf dem religiösen Gebiet das gegenteilige Gesetz gelten, sodaß hier ausgerechnet der Eigennutz heldenhaft wäre? Nein, nur wenn die Christen keine große, edle Sache haben, die ihr Herz zu erwärmen vermag, nur dann geraten sie auf die absonderlichsten Einfälle, die mit Christus wohl wenig mehr zu tun haben. Wir Menschen haben nun einmal ein überwältigendes Ziel nötig, sonst halten wir plötzlich unser eigenes Seelenheil für die allerwichtigste Angelegenheit. Ein anschauliches Bild dieses Christentums der eigenen Seele geben uns unsere Gefangbuchverse. Die Mehrzahl dieser frommen Verse beschäftigt sich in bewegten Worten mit dem „Ich“, „Mein“ und „Mir“. Verhältnismäßig wenige Lieder befassen sich mit „Uns“ und „Wir“. Jesus aber redet im „Unser Vater“ nur von „Uns“ und „Wir“, denn ihm ist unsere *gemeinsame* Not vor allem wichtig.

II.

Jesus hatte eben jenes überwältigende Ziel, das uns fehlt: das Reich Gottes auf Erden. Wir beten zwar immer noch: „Dein Reich komme“. Es kann nicht der geringste Zweifel darüber aufkommen, ob Jesus auch wirklich an ein irdisches Reich gedacht habe. Hätte er bloß ein himmlisches Reich im Jenseits errichten wollen, warum in aller Welt hätte er sich dann so viel Mühe gegeben mit Krankenheilungen und Auferweckungen von den Toten? Die körperlichen Leiden wären ja in diesem Falle zur Läuterung dagewesen. Somit wären Heilungen unsinnige Störungen der begonnenen Läuterung.

Totenaufweckungen wären vollends frevelhaft, denn sie bedeuteten nichts geringeres als ein Zurückerufen von Abgeschiedenen aus der Seligkeit. Sinnvoll sind aber diese erstaunlichen Taten Jesu nur für den Bringer einer vollkommenen Menschengemeinschaft. Diese Gemeinschaft ist freilich nicht von dieser Welt, denn sie ist nur mit göttlichen Kräften zu verwirklichen. Aber sie soll dennoch auf dieser Erde, die ja Gottes Erdboden ist, ihre Verwirklichung finden. Der Sinn der Gleichnisse vom Reiche Gottes wird uns unter diesem Gesichtspunkte völlig klar. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen“ — bedeutet für uns: „Habt nur keine Angst um eure eigene Person; denkt nur nicht so viel an diese; denkt lieber an das große Bruderreich, das euer himmlischer Vater auf dieser Erde haben will, an das kommende Reich von Menschen, die einander dienen und dabei gerechte Zustände schaffen.“

Jede ernsthafte Psychologie unserer Tage bemüht sich, bei der Behandlung kranker Seelen sofort deren Aufmerksamkeit von sich ab- und auf ein sachliches Ziel hinzulenken. Damit setzt die Wendung zur Besserung ein. Denn wir werden krank, wenn wir in unserem eigenen Seelenzustand herumwühlen. Darin besteht ja auch die große Gefahr der Psychologie. Jesus hat uns auch hierin aus dem Wichtignehmen unseres eigenen Ichs erlöst, indem er unser Wollen auf die wahrhaft frohe Botschaft des Reiches Gottes hinlenkte. Auf dieses erlösende Reich hin sind wir Menschen schließlich erschaffen. Nur es kann der Menschheit Ziel und Zweck geben. Ja selbst das Tierreich, die seufzende Kreatur, kann nur von ihm seine endliche Erlösung erhoffen. Dieses Gottesreich wird aber weltlichere Formen annehmen, als wir Frommen gemeinhin glauben. Christus kam in Niedrigkeit zur Welt und blieb darum lange unerkannt. Auch sein Reich wird aus weltlicher Niedrigkeit und Unkenntlichkeit langsam emporwachsen und somit jeden theatralischen Einzug vermeiden.

Das Christentum ist heute noch keineswegs eine alternde Religion, denn seine größten Triumphe stehen ihm immer noch bevor. Es muß noch die ganze Welt, *und zwar die Welt im Werktagsgewande*, erobern. Das ist nicht wenig und ist nicht leicht. Eine beschönigende Religion *neben* dem Werktag weiß die „Welt“ zwar sehr zu schätzen, für eine Religion aber, die ins Werktagsleben eindringen und dasselbe von Grund aus umgestalten will, hat sie nichts als Haß übrig. Darum mußte der Begründer dieses Reiches so schnell ans Kreuz. — Wir unsererseits meiden möglichst den Kampf. Wir wollen lieber ruhige Christen innerhalb der schützenden Grenzen unserer Kirchen und Gemeinschaften sein. Wir wagen nie so recht, mit unserm Christentum aus dieser schützenden Umzäunung in die Zugluft des Alltags, mit all seiner rauen Wirklichkeit, herauszutreten. Für Christus und seine Wahrheit aber sind unsere menschlichen Absperrungen viel

zu eng. Er will in die Welt hinaus. Darum ist das Christentum seinem Wesen nach immer noch jugendfrisch, zukunftsfröh und der Welt zugewandt. Wir kopfhängerischen Pessimisten aber bedürfen des zuversichtlichen Glaubens, daß Gott alle üblen Zustände in der Menschheit beseitigen will und kann, und daß er dabei auf unsere menschliche Mithilfe rechnet und hofft. Denn der Gott, der uns seinen eingeborenen Sohn gab, denkt von uns Menschen — trotz allem — noch lange nicht so schlecht, wie wir selbst vielfach von uns zu denken pflegen. Er traut uns immer noch Großes zu. Die Frage aber bleibt: „Wie soll Gott sein Reich auf Erden bauen können mit einer Christenheit, die es weder ersehnt noch erstrebt, die, bei aller Pflege der Frömmigkeit, keinen Glauben ans große Bruderreich hat und für daselbe somit weder Zeit noch Opferbereitschaft übrig hat?“

Johannes Tschanner.

Das Kriegsproblem im Lichte des Evangeliums.

Ein Vortrag.

I.

Werte Versammlung!

Es gibt wohl kein Volk in Europa, vielleicht auf der ganzen Erde, mit dessen Denken und Fühlen, Geschichte und Verfassung der Gedanke so tief verwurzelt ist, daß die militärische Verteidigung seines Landes höchste Bürger- ja Christenpflicht sei, wie unser Volk. Im Unterschied von allen andern zivilisierten Staaten, die die allgemeine Wehrpflicht erst seit den Tagen der französischen Revolution, oder, wie Rußland, erst seit 1874, oder wie England und Amerika, nur während des letzten Weltkrieges eingeführt haben, ist die Wehrpflicht in unserer Eidgenossenschaft uraltes Gesetz. Schon der erste Bundesbrief vom Jahr 1291 ist ein Vertrag zur gegenseitigen militärischen Sicherung und Hilfeleistung im Kriegsfall. Eine deutsche Chronik aus dem 16. Jahrhundert drückt diesen wesentlichen Unterschied zwischen dem Wehrwesen unseres und demjenigen der andern Völker folgendermaßen aus:

„In andern landen sind etliche kriegsleut, etliche pauersleut, die andern handwerksleut; aber in der eidgenossenschaft sind beinach allsamen kriegsleut, also daß schier keiner ist, der gefunden leibs und es alters halber vermag, in dem man nit ein dapfer kriegisch gmüt gspüre.“

Es sind noch nicht hundert Jahre her, daß im Kanton Bern jeder junge Freiersmann, wenn er seine Ehe beim Ortspfarrer anzeigte, oder wenn er bald darauf mit seiner Braut an den Altar trat, die Montur, d. h. seine Soldatenuniform samt Seitengewehr tragen mußte. In manchen Gegenden war es sogar Brauch, daß man der werdenden